

# Der Volksdichter Ulrich Dürrenmatt

Autor(en): **E.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **6 (1916)**

Heft 41

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643580>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

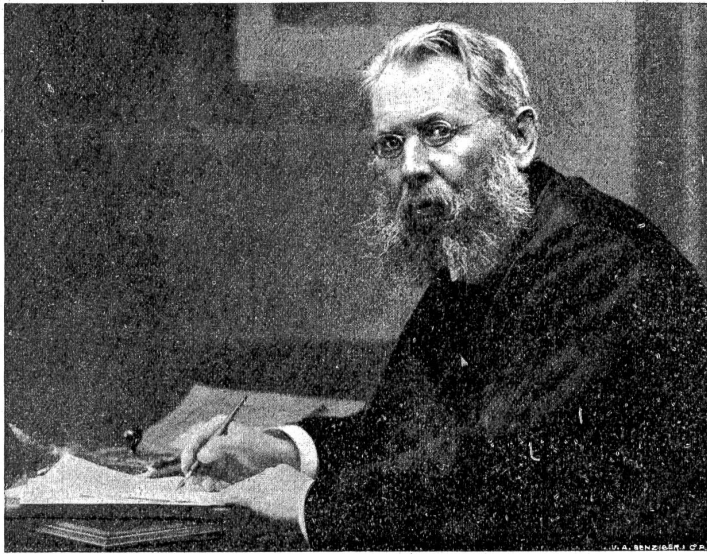
## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Volksdichter Ulrich Dürrenmatt.

Ulrich Dürrenmatt wurde 1849 in Guggisberg geboren. Der Knabe wurde fast ausschließlich von der Mutter

Verhältnisse etwas Außerordentliches — zu einer Dürrenmattpartei, zu einer Personenpartei geworden; seit er fort ist, fehlt der Partei auch die Stoßkraft.



Ulrich Dürrenmatt.

erzogen; der Vater war früh gestorben. Er wurde Volksschullehrer, wirkte als Progymnasiallehrer in Thun, geriet jedoch seiner eifrigen politischen Betätigung wegen, wie viele Lehrer jeder Parteirichtung vor und nach ihm, mit dem Schulregiment in Konflikt. Er war zunächst Mitglied des Grütlivereins; dessen Aufgabe war damals, „eine freie Schule für freie Männer zu sein“, und hier konnte der wachseht konservative Guggisberger mitmachen. Man hat ihn später — ganz sicher grundlos — verdächtigt, er sei nur aus Verärgerung oder um finanzieller Vorteile willen konservativ geworden; er hat das mit dem guten und lebenswürdigen Witz quittiert, daß eine gute Kirche erst rot werden müsse, bevor sie schwarz sein könne. 1880 übernahm er die Leitung der konservativen „Berner Volkszeitung“ in Herzogenbuchsee; die „Buchzeitung“ wurde durch ihn weit berühmt. Jedenfalls fehlt uns seit dieser Zeit ein so unverbraucht oppositionelles, dabei mit überlegenem Humor geschriebenes Organ. Es setzten harte Kämpfe; im Kulturkampf und im Beutezug, im Tessinerhandel und in Seminarsstreiten hat Dürrenmatt frischweg die Kleinbäuerliche Opposition um sich gesammelt und den Gegnern manch schlimmen Tag bereitet. 1886 wurde er zum Mitglied des Großen Rates, 1905 zu dem des Nationalrates gewählt, nicht ohne die erbitterteste Gegenwehr seiner Gegner, die ihn einmal sogar persönlich überfielen und Faustgewalt gegen Geisteszgewalt setzten. 1908 starb er; die Gegner senkten vor dem tapfern Volksmann die Fahnen, und die Schwerver; seine Freunde wußten, was sie an ihm verloren. Die ganze konservative Volkspartei war durch ihn —

und das ist für unsere —  
tion anhängte. 1884 schreibt er ein Gedicht: O Uftig, chumm doch gh uf's Land; hier schreibt er ganz sittsamlich und als getreuer Schüler Kuhns ein Gedicht, das die Sehnsucht nach dem Frühling ausdrücken will; aber dann wird's ihm in der Poetenstube zu eng, der politische Haber sticht ihn, und zu den innigst geliebten Ratsälen und politischen Versammlungslokalen hinüberblickend, spricht er die letzte Strophe:

Darfst öppe nid i Burgerwald  
U schüchst di vorem Kommissäri?  
O chumm doch numme, chumm doch bald,  
Er ist ja wieder hei, dä Chäri.  
Mir hei ne fern uf d'Finger gäh  
's ist niene nüt z'riskiere meh.

## — Eine Krankheitsgeschichte. —

*Am 21. September 1863 war ich noch ganz frohlich auf der Weide bei den Schafere und  
— las — natürlich unter freiem Himmel — eine Novelle. Das und die nächtlichen Anstregungen der Augen  
sind Ursachen und Hauptursachen der Krankheit zu dem Mal, das mir auf mich selbst leicht, langwierig und schmerzhaft  
sein Augenkrankheit. Ich bin ganz erblindet und geblieben. Ich ging auf in die frühesten Mittel zu sein, demnach  
Vergeltung war mir von Gott. Die Krankheit und Zerstörung war schmerzhaft und nicht auf losen ein Augenlid warf dem  
anderen auf eine Weise, die mir die Augenlider ein wenig geöffnet haben würde. Aber mir ist  
was meine Krankheit all auf mich zu sein, die mir die Augenlider ein wenig geöffnet haben würde. Aber mir ist  
gute so, ich habe, das ist die. Auf meinem langen Krankenlager habe ich meine Gedanken auf mich selbst und die Welt  
h. die Augenlider die Zeit verstrichen auf die Zeit, die mir die Augenlider ein wenig geöffnet haben würde. Aber mir ist  
nicht auf mich zu sein, die Krankheit und Zerstörung war schmerzhaft und nicht auf losen ein Augenlid warf dem  
anderen auf eine Weise, die mir die Augenlider ein wenig geöffnet haben würde. Aber mir ist*

*Schwandacker am 26. März 1864.*

*Ulrich Dürrenmatt*

Examenschrift des 15jährigen U. Dürrenmatt, worin er von seiner Augenkrankheit erzählt.

Durch solche Anspielungen, die heute nur noch wenige und in zwei, drei Jahrzehnten kein Mensch mehr verstehen



Die durch Guggershorn und Schwendelberg beherrschte Südseite Guggisbergs von Hegerten aus.

Aus Friedli, Bärndütsch, Bd. III, Guggisberg. Verlag H. Franke, Bern.

wird, hat er sein Gedicht gründlich verdorben; so ist's ihm noch mit manch andern schönen Gedicht gegangen, das ohne diesen politischen Kattenschwanz eine Zierde unserer Dialektdichtung geworden wäre. Oft ist's ihm dann freilich gelungen, die politische Anmerkung so einzuflechten, daß sie noch heute verständlich ist; das war meistens dann der Fall, wenn sie, wie im Dangelhammerlied, ganz aus der Seele des Dargestellten zu kommen schienen.

Dangling, dinglang, dinglang, dangling,  
Wenn's dängelet ist, ju haut es ring.  
Im Vormittag, we d'Sunne drückt,  
We ds Heu de Morgethau het gschlückt.  
De hocte mer zum Dängelstoc  
Taf til til tof, taf til til tof,  
Daß Schlag uf Schlag uf d'Hamme fällt,  
Der Dängelhammer, da het G'walt.

Dann macht sich der Mähder so seine Gedanken, seine Hoffnungen und Sorgen, bis er da anlangt:

Ei hei nis dängelet ih scho lang!  
Scho särn u heier no ärger hüür,

Mit mänger ungerächte Stüür,  
Ei na nis ds Hemli und der Roß . . . .

Das versteht man mühelos noch heute, so wie man die große politische Dichtung der Béranger und Victor Hugo auch heute noch genießen kann.

Und doch hat sich der Buchzeitungsschreiber hin und wieder seine politischen Bemerkungen versagen können, und das war meistens dann der Fall, wenn er im Guggisbergerdialekt schrieb. Er hat diesen Dialekt besonders geliebt; manches reine Gedicht ist ihm in dieser Sprache gelungen. Er liebte sie um ihrer Vollsaftigkeit und Urwüchsigkeit willen, und wenn er etwas recht Liebes und Heimeliges sagen wollte, verfiel er wie von selbst in die Sprache des „Lannrichts“. Und wirklich hat dieser Dialekt auch ganz gewaltige Vorzüge. Der Oberaargauerdialekt ist weich, schmiegsam, er verführt leicht dazu, unechte Redewendungen zu gebrauchen. Bei Dürrenmatt kam noch dazu, daß er den Dialekt nicht von Jugend auf sprach und daß er selbst fühlte, wie ihm das Großratsberndeutsch den Oberaargauerdialekt verdorben hatte.

Mit dem Guggisbergerdialekt war das Haushalten doch etwas schwieriger. Die Sprache erinnert durch recht Vieles an das Althochdeutsche: Sie hat die Endungen vollsaftig behalten; man sagt dort noch „menga“, wo wir „menge“ sagen, „oppa“ statt „öppe“, „ina“ statt „eine“; man spricht die langen, einfachen Selbstlaute, wo wir die Doppelselbstlaute anwenden, also: „es giht“ statt „es geit“, „mir wi“ statt „mir wei“, „inist“ statt „einist“, „d'Früd“ statt „d'Freud“; ja man braucht als wahre Seltenheit im Berndeutschen noch ein direktes Imperfekt: „i was“, wo wir sonst regelrecht „i bi gsi“ sagen müßten. Das macht die Sprache so ehrwürdig und rückt sie weit vom Schriftdeutschen ab. Da sind ihm dann einige der besten berndeutschen Gedichte gelungen:



Der Schwandacker im Guggisberg. Geburtshaus Ulrich Dürrenmatts. (Nach einem Aquarell).





Guggisberger-Bauer.

Aus Friedli, Bärndütsch, Bd. III, Guggisberg, Verlag A. Francke, Bern.

## Der Guggisberger Hüterbub.

Uf der Matta, uf der Wid  
Ist mys Läbe, ist my Früd,  
Mit de Gise, mit de Chüehne;  
U-n-a Troppe Schaf derby,  
Wa-n-am Schaffschieb aha sy  
Us de Bärge, us de Flüehne.

Ubere-n-Oberbüsig y  
Wi mer ihe grad a chly;  
Chömet, chömet gach ihr Buebe!  
Uefer Buure fragt me nüt,  
D' Herbstwid ist fur alli Lüt,  
Niemmer braucht der Gif z'erlube.

Biri, Depfle, Ches u Brot  
Thüet i d'Faggeta fur d'Rot,  
Fur der hungriq Mage z'trüfte.  
Aber die wa's nit vermi,  
Notti sy si zwäg, si chü  
Füürle u Herböpfel röfte.

Chunnt derAbe de darhar,  
Gahmer hinzue mit der Schaar,  
Que der Müttele, wiener spannet!  
U die alti Häsa o  
Het as Utter, da sy zwö  
Ganzi Maß zum Mälhe g'fannt.

Ja so ist es albe ghy,  
I was selber no derby,  
U mengs Stud ist mir etrunne;

Die wa törf, die hi gflucht,  
U de het me gflucht u gflucht,  
Bis me's het amumhi funne.  
Namlich as verlornes Besh  
Chame-n-oppa-n-umhi gsch  
U föhrt's him a Haar u Dhre;  
Aber ach, die Jugedzüt,  
Kündt me nit meh, die ist wagt,  
Wyt aweg u ist verlore.

## Buebe, laht mer d'Nuß no sy!

Buebe, laht mer d'Nuß<sup>1)</sup> no sy  
U de Stude, a de Hege!  
'S ist ja no ghi Gnuß derby,  
No ghi Lugeb u ghi Ecge;  
D's icge<sup>2)</sup> Muul ihm selber b'schyt,  
Wer sie jiz scho aha schryht.

Buebe, laht mer d'Nuß no sy,  
'S ist ja no a ghini zytig;  
'D Schali sy no linn wie Bry,  
Warum thüet er de su schwyttig<sup>3)</sup>!  
Warte, warte müest er no,  
We der d'Frucht wüht ubercho!

Buebe, laht mer d'Nuß no sy!  
D'Gultschana<sup>4)</sup> sy no ganz grüenna;  
Bis der Schaffschieb ist verby,  
Blybt der Cherne schrockli chlyna.  
Nüt as Schnece ist innedrin,  
D' Cherne wachse nit su gschwinn!

Buebe, laht mer d'Nuß no sy,  
Wyt er aha ab de Echye!  
Laht der Bättag z'erst vorby,  
Bis si us de Pöppel<sup>5)</sup> ahje!  
Nie wird Nuß u Tubi ha,  
Wär der Zyt nid warte ma.

<sup>1)</sup> Nuß lautet im Guggisberger Dialekt in der Einzahl und Mehrzahl gleich; <sup>2)</sup> eigene; <sup>3)</sup> heißhungrig; <sup>4)</sup> Hülsen; <sup>5)</sup> Büffel.

## Schaffschieb in Ruffematt.

Atte, chumm iz inist mit m'r,  
Chumm, mir wi a Ruffematt,  
Hest m'r z'Schaffschieb ga versproche,  
Atte, chumm iz mit m'r, Att!

Atte, luc, i ha-n-a Bäge  
Am Gram-n-ubercho,  
Gäll Du gift m'r o no ina,  
De mit zweene gih't's de scho.

'S nimmt mi doch iz aje Dunner.  
Uber üser junge Schaf,  
Gob sie ächt am Harnisch inne  
Trüüt u g'wachse heigi brav.

Oder gob viellicht der Scheefer  
D'Ohre bloß und d's Brittli bringt,  
Zum Bewysthum, wenn ihm albe  
Dpp' an Auro veruffspringt.

'S chöme jiz scho ganzi Tröppe  
Uber d'Almit ab i d's Tal,  
'S wott nit höre, ist ächt oppa  
Blöcht der Schwantebuch no z'schmal?

U das Bläre u das Päägge,  
'S chunnt mer-jani albe vor,  
Uefer Lammer chönni's besser  
Weber menga Männerchor.

Atte, chumm, i ma nid warte,  
Chumm, m'r wi a Ruffematt,  
Ruffematt, Du bist mi Weltstadt,  
Schöner weder d'Bundesstadt.

Doch hat er sich, besonders in jungen Jahren, auch hin und wieder mit Glück des Oberaargauerdialekts bedient:

## Di längli Nacht.

Gott Lob und Dank, sie ist verby,  
E bhüetis Trost, wie het sie zaagget!  
Das ist es Gschleipf, es Saume ghy,  
Uf alle Biere ist sie schnaagget.  
Der Morge het nid welle cho,  
Iz ist's elebt, iz ist er do!

Am Bieri scho is't's füsster gsh,  
 Chuum daß no d'Wyber gsch für d's Damppe;  
 Mareisi, zünd't ne doch c chly,  
 Ist ächt ke's Del meh i der Lampe?  
 Das bruucht ech Gläser u Petrol  
 Glaub ganzi Chisten u Fässer voll.

Am Morge harzet's au e so,  
 Kes Sunnesträhli wott cho grüebe;  
 Am Siebni ist es füsster no,  
 We d'Schuelerbursh scho uf de Füebe;  
 U d'Stallaterne brönn't no gäng,  
 Die längsti Nacht ist würklig läng!

Ïh ist es gnue, ïh het's sic dräiht,  
 U d's Wiehnechtchindli luegt dir's Fäister,  
 Dä Morge hets der Guggel g'träiht:  
 Nei, Finsterniß, du wirst nit Meister!  
 Es wachst der Tag, es churzet d'Nacht,  
 U d'Sunne chunnt mit ihrer Pracht.

Drum wenn es wieder nachte will  
 Und wenn de meinst, es well nit tage,  
 Su häb Geduld u bis mer still  
 U hör mer über d's Schicksal chlage.  
 Die Finsterniß het ihri Ïht,  
 Der Morge chunnt, er ist nit wit.

Man sieht schon daraus, daß das Gebiet seiner Dichtung nicht groß ist; Liebesgedichte hat er aus ehrlicher Ueberzeugung keine veröffentlicht, weil dieser entsetzlich unmoderne Mensch schon verheiratet war; aber auch sonst bleibt er bei den Frühlings- und Wintergedichten, greift irgend ein kurzes Bildchen aus dem Bauernleben heraus, den Predigtgang, das Heuen, die Märtsfahrt, verweilt aber mit besonderer Liebe bei den Kindern, denen er manches lustig zwinfende Examengedicht geschrieben hat.

Ueberliest man so dies und das aus seiner Dialekt-dichtung, so stößt einem so der Gedanke auf, daß manches vollendet hätte werden können, wenn es besser zum Ausreifen gekommen wäre. Wie manchmal wird man nicht an Hebel, an seinen „Hausfreund“ und die allemannischen Gedichte erinnert! Aber der Schwabe hatte es ein gut Stück besser. So alle Jahre einmal erschien sein Kalender, mächtig dick, aber dafür inhaltschwer. Was der brachte, das konnte einen ganzen Sommer hindurch wachsen und reifen und was dann noch nicht vollsaftig wurde, das wurde es sicher im Winter in der Ofenede. Aber hinter Dürrenmatt stand immer die Zeitung. Die verlangte Leitartikel und weigerte sich, viel Scherensarbeit anzunehmen, die wollte alle Wochen ein gut Stück Geist — und damit nicht zufrieden, verlangte der Kujon allwöchentlich zwei Titelgedichte. Was Wunders, daß sich der Dichter oft genug die Zeit dazu erstehlen mußte. Wie manches wurde nicht im Eisenbahncoupe, mitten zwischen rauchenden Bürgern und tratschenden Marktfrauen geschrieben, für wie manches im Ratsaal die Zeit erstohlen! Da mußten auch die unpolitischen Gedichte unter dieser ewigen Heze und Unrast leiden. Und nach und nach wurde das Verderben auch fühlbar. Er, der einst stolz das Hochdeutsch abgelehnt hatte:

„Hochdütsch isch de Müüse pfiße“,

der ein trotzig Loblied auf seine Muttersprache sang:

Ueses chärmig Bärnerdütsch,  
 Nei, das löh mer nid, bim Luusig,  
 Schwobedütsch und Nassaudütsch,  
 Ïch de doch e wüßti Muusig, usw.

der ließ nun in den letzten Jahren das Berndeutsche immer mehr zur Seite und griff zum „Schwobedütsch“ und „Nassaudütsch“. Für seine Dialekt-dichtungen sind seine ersten Gedichtbändchen, die von 1884—1892, am ergiebigsten; später wird es immer schlimmer. Fühlte er, der nahezu 2500 Gedichte geschrieben hat, daß ihn die Zeitungssprache nach und nach verderbe? In den letzten Bändchen stehen Naturbildchen — Schriftdeutsch geschrieben; 1886 schreibt er das Schaffscheid-Lied in Guggisbergdialekt, zwanzig Jahre später schrieb er „Schaffsiedgedanken“ — Schriftdeutsch.

„Bärndütsch, das het Trieb u Chraft,“ rief er 1902; als fünf Jahre später seine tiefgeliebte Frau starb, entstand ein erschütterndes Trauerlied — Schriftdeutsch.

Trotz all dieser Mängel: aus der berndeutschen Literatur ist Ulrich Dürrenmatt nicht wegzudenken. Hat der Schalk im politischen Leben stets verneint, als Dichter hat er bejaht. Der Politiker bleibt nicht; der Dichter wird bestehen bleiben. Man würde ihm einen großen Gefallen tun, wenn man die zwanzig, dreißig vollwertigen Gedichte, die er geschrieben hat, aus den Hunderten anderer, die sie heute verdecken, herausgreifen und besonders herausgeben wollte. Es sind nun bald zehn Jahre her, da er starb; da ist es Zeit, den politischen Dichter zu vergessen und den Volksdichter auf den Ehrenplatz zu setzen. Das Guggisbergerländchen vollends hat in ihm seinen eigentlichen Dichter gefunden; neben das Breneli-Lied gehört ganz sicher auch das Schaffscheid-Lied. E. R.

## Die Bernerbauern im Kanton Luzern.

Notizen über Entstehung und jüngste Entwicklung der Kolonie.

Von A. Fankhauser.

In den luzernischen Grenzbezirken hat sich im Lauf der letzten vierzig Jahre eine nach Tausenden zählende bernische Bauernbevölkerung angesiedelt, die namentlich in kirchlicher Beziehung, vielfach auch in Sitte, Arbeitsweise, teilweise in heimischer Sprache eine Ausnahmestellung bewahrt hat und zum Studium der bernischen — besser gesagt emmentalischen — Eigenheit wertvolle Merkmale bietet. Veranlassung und Möglichkeit der Einwanderung, Wechselwirkung und gegenseitige Assimilierung der Einheimischen und Ankommenden können Vergleiche über tätige Kraft und Kulturstand beider Bevölkerungen liefern oder auch drohende Schäden und Schwächen aufdecken. Vielleicht kommt auch ein Beweis der Richtigkeit nationaler und staatlicher Grenzschranken trotz jahrhundertelanger Abschließung heraus, indem sich alle oberflächlichen Verschiedenheiten beider Teile als unwesentlich, teilweise künstlich erweisen, und dort, wo sie „historisch geworden“ sind, eben die Möglichkeit „historischen Gleichwerdens“ aufweisen.

Die luzernisch-bernische Kantons-grenze vom Brienzergat bis St. Urban ist auf der ganzen Länge auch Sprachgrenze. In Huttwil geht der Bauer „gäng no nid hei“. In Hüswil, kaum zwei Stunden ostwärts, „eister no nid!“ Und fragt man in Gondiswil mit richtigem bernländischem Doppelton mit sinkendem zweiten Teil und offenem O So? hört man jenseits der Grenze im singenden Gleichschwebeton mit geschlossenem O So? Unterschiede sind aber nicht zwei, vielmehr vier Teile. Denn eine weitere Grenze verläuft von Wolhusen über den Napf bis zum Ramisberg an der Emme. Nördlich der Napflinie sagt der Berner: Gäng! Südlich „Geng“, wo nicht stadtbernischer Einfluß das Gäng gebracht hat. Nördlich spricht man von „Bei“. Südlich von Scheiche! Der Unterschied zwischen Entlibucher und Luzerner-gäuer ist am besten in der Scherzfrage niedergelegt, wer von den beiden früher Tag habe. Antwort: Der Entlibucher. Denn er sagt: „Es täget, es täget!“ Während der Gäuer in der gleichen Zeit herausmüdet: „Es faht afoh taage!“ Es ergibt sich, daß die bernische und die Gäuberbevölkerung mit ihrem langsamen Temperament allgemein den leichtbeweglichen Entlibuchern gegenüberstehen.

Eine natürliche Sprachgrenze besteht nun allerdings, indem die langgestreckten nördlichen Napfausläufer bis in die Gegend von Huttwil, die südlichen bis zur Ilfis, wo sie an den Kiegel der Rämigummenhöhe anschließen, zweifellos die größte Sperrscheide im ganzen mittelländischen Gebiet beider Kantone darstellen. Da aber durch die offene Entlibucherpforte und die Lücke von Huttwil, sowie über die zahlreichen Übergänge der waldigen Grenzhöhen von